

(Nachdruck verboten.)

84

## Der Mauksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Pete brach ab und fing dann noch einmal an zu sprechen, so leise, daß es kaum noch zu hören war. „Sage mir, wenn die Zeit kommt — und sie wird kommen, Käthe — Sorge Dich darum nicht.“ Er brach zusammen und kämpfte schwer. „Wenn die Zeit kommt, daß ihr zusammen vereint seid, er und Du — wüßt Du Dich dann nicht fürchten, die Kleine bei Dir zu haben, wird es Dir nicht unrecht erscheinen, Käthe, daß ihr beide und die kleine Katharine in demselben Haushalt . . . in einer Familie — nein? — n—ein?“

„Nein.“

„Das ist genug,“ murmelte er mit heiserem Aehlaute. „Ich habe nun nichts mehr zu bedenken. Er muß nun für alles andre sorgen.“

„Und Du, Pete?“

„Was liegt an mir! Glaubst Du, daß mir noch was Schlimmeres geschehen kann? Glaubst Du, daß ich danach frage, was ich essen und trinken soll, und was aus mir werden wird?“

Er lachte wieder, und sie brach von neuem in Schluchzen aus.

Seine Augen starrten unbeweglich auf das prasselnde Feuer; die auflackernde Flamme beleuchtete sein steinernes Gesicht. „Ich habe kein Kind mehr!“ Wie zu sich selber sprach er es.

Sie glitt ihm zu Füßen auf die Knie nieder, ergriff seine herabhängende Hand und fing an, sie mit Küssen zu bedecken. „Vergieb mir,“ stammelte sie, „ich bin sehr schwach und schuldig gewesen.“

„Wozu diese Reden?“ antwortete er. „Was geschehen ist, ist geschehen,“ und er entzog ihr die Hand. „Kein Kind mehr . . . kein Kind mehr,“ murmelte er wieder.

Er hatte das Gefühl eines Menschen, der mitten im Ocean Schiffbruch erleidet. Ein Sparren treibt auf ihn zu; er ist das einzige, was ihm noch geblieben ist von dem gescheiterten Schiffe, in dem er geegelt war, in dem er gesungen, gelacht und geschlafen hatte. Er hofft, sich noch daran halten und sich retten zu können, doch ein anderer klammert sich fest daran, und er muß loslassen und untergehen.

Sie vermochte nicht, ihm wieder ins Gesicht zu sehen; sie konnte seine Hand nicht wieder berühren; sie wagte nicht, ihn nochmals um Verzeihung zu bitten. Er stand einen Augenblick da, ohne zu sprechen, dann ging er hinaus in das Sonnenlicht — mit seinen hohlen Wangen, dem verwilderten Barte und dem glanzlosen Blick.

### XII.

Philipp war in tiefen Schlaf versunken. Als er erwachte, sah er wie in einem Spiegel eine Lösung des sturmbewegten Dramas seines Lebens. Es war eine glorreiche Lösung, ein erlösendes und entzückendes Ende, ein Ende, das ihn aus den Fesseln befreite, die ihn gefangen hielten. Was that es, daß die Lösung hart und schwer schien, daß sie bitter war wie die Wasser von Marah und steil wie Golgatha. Er war bereit und voll Eifer, alles auf sich zu nehmen. Der gefegnete Schlaf, der weise und besänftigende Schlaf hatte die dunkle Wolke seiner Vergangenheit zerrissen und den Pfad, der vor ihm lag, durch einen Lichtschein erhellt.

Philipp öffnete die Augen und sah Tante Nan an seiner Seite sitzen und in einem Bande Predigten lesen. Die alte Dame merkte sein verändertes Astenholen, sah sich um, legte das Buch hin und fing an, sich im Zimmer zu schaffen zu machen. „Still, Liebster, still!“ flüsterte sie.

Man hörte einen schweren, eintönigen Schall, wie entferntes Trommeln oder das Hämmern einer Maschine unter der Erde.

„Tante!“

„Ja, Liebster.“

„Welcher Tag ist heute?“

„Sonntag. Du hast einen langen, langen Schlaf gehabt,“

Philipp. „Du hast gestern den ganzen Tag geschlafen.“

„Ist das das Läuten der Kirchenglocke?“

„Ja, Lieber. Auch ist es ein herrlicher Morgen, so sanft und frühlingmäßig. Ich will das Fenster öffnen.“

„Dann muß mein Gehör gelitten haben.“

„Bewahre, man hat die Glocke unwidert, den Ton zu dämpfen. „Die Kirche ist so nah,“ sagten die Leute, „es möchte ihn tören.“

Ein Wagen kam die Straße herab. Er rasselte auf dem gepflasterten Wege; dann hörte das Rassel auf, und es war nur noch ein dumpfes Rollen, wie wenn ein Karren über eine hölzerne Brücke fährt. „Das Pferd muß gefallen sein,“ sagte Philipp und versuchte aufzustehen.

„Es ist nur das Stroh auf der Straße,“ versicherte Tante Nan. „Die Leute brachten's von allen Seiten. Wir müssen den Lärm vor dem Hause dämpfen“, sagten sie. O, Du kannst Dir nicht denken, wie gut sie gewesen sind. Gestern war Markttag, doch von Kauf und Verkauf konnte keine Rede sein. Den ganzen Tag über war hier ein ewiges Gehen und Kommen. „Wie geht es dem Deemster?“ — „Und wie geht es ihm jetzt?“ Es mußte einen zu Thränen rühren. Ich glaube wirklich, Philipp, daß sich die erste Nacht niemand in Ramsey zu Bett gelegt hat. Jeder wartete und wollte erst sehen, ob es nicht etwas zu helfen und zu holen gäbe, und in der ganzen Nachbarschaft blieb der Kessel in der Küche auf dem Feuer. Doch still, Liebster, still! Nicht so viel sprechen auf einmal. Still jetzt.“

„Wo ist Pete?“ fragte Philipp mit dem Gesicht gegen die Wand.

„Er ölt die Angeln des Thores ein. Gestern hat er den ganzen Tag die Treppen mit Teppichen belegt, und ohne daß man einen Hammerschlag gehört hat. Der Mann ist bewunderungswürdig. Es muß Hände wie Eisen haben, und dabei ist sein Herz so weich! Ueberhaupt sind sie alle so freundlich — alle, ohne Ausnahme. Der Doktor und der Vikar und die Zeitungen. O, es ist herrlich. Es ist ganz so, wie Pete sagt.“

„Was hat denn Pete gesagt, Tante?“

„Er sagt, die Engel müßten glauben, daß in jedem Hause auf der Insel ein Kranker wäre.“

Durch das offene Fenster kamen Klänge hereingezogen, die das Flüstern der Blätter und das Zwitschern der Vögel übertönten. Es war der Psalm, der in der Kirche gesungen wurde: „Wohl dem, der sich des Dürstigen annimmt, den wird der Herr erretten zur bösen Zeit —“

„Gord, Philipp. Das muß ein besonders ausgewählter Psalm sein. Ich bin überzeugt, daß man ihn um Deinetwillen singt. Wie lieb das von ihnen ist! Doch wir plaudern zu viel. Der Doktor wird schelten. Ich muß Dich nun verlassen, Philipp. Doch nur auf kurze Zeit, um einmal nach Ballure zu gehen; ich schide Dir Cottier herauf.“

„Ja, schide mir Cottier.“

„Mein Liebling,“ jagte die alte Seele noch, während sie sich die Hantbänder band. „Wirst Du Dich auch hübsch ruhig verhalten? Weibe nur ja hübsch ruhig liegen, hörst Du! Niin, adieu, lebe wohl!“

Als Philipp allein war, erfüllte der schwebende, schwellende Gesang des Psalms die ganze Stube. Was für ein Hohn lag in dem allen. Welch ein sinnloser, gräßlicher, furchtbarer Hohn! Da lag er, der schuldige Mann, und ihm zur Seite wachte die ganze Insel, ihn bemitleidend, für ihn sorgend, den Atem zurückhaltend, nur damit er ruhig atmen könnte — und sie, die Genossin seines Vergehens, sein Opfer, sein unschuldiges Opfer, war im Gefängnis und duldete eine Schmach und Erniedrigung, die ärger war als der Tod. Noch immer erkünten die Klänge des Psalms. Er vergrub den Kopf in die Kissen, um sie nur nicht mehr zu hören.

Jem-h-Lord kam eilig herein; Philipp winkte ihn ganz nahe zu sich heran und fragte leise: „Wo ist sie?“

„Man hat sie gestern noch spät am Abend nach Schloß Ruffen gebracht, Euer Gnaden,“ jagte Jemmy leise.

„Schreiben Sie unverzüglich an den Kanzleibirektor,“ sagte Philipp. „Sie soll auf der Abteilung der Schuldgefangenen untergebracht werden und Krankenost sowie jede Bequemlichkeit erhalten. — Käthe, meine Käthe!“ wiederholte er fort und fort, „es soll nicht auf lange sein, nicht auf lange, Geliebte, nein, nein!“

Die Genesung schritt nur langsam vorwärts, und Philipp

war ungeduldig. „Ich fühle mich heute besser, Doktor.“ sagte er häufig. „Glauben Sie nicht, daß ich aufstehen kann?“ „Traa dy liooar (Zeit genug), Deemster,“ antwortete der Arzt. „Warten wir ab, wie es in einigen Tagen sein wird.“

„Ich habe eine große Aufgabe vor mir,“ sagte Philipp wieder. „Ich muß sie unverzüglich beginnen, Doktor.“

„Sie haben Ihre ganze Lebensarbeit vor sich, Deemster, und müssen bald damit anfangen, doch jetzt noch nicht.“

„Ich habe etwas ganz Besonderes zu thun, Doktor,“ sagte er endlich. „Ich darf keine Zeit verlieren.“

„Natürlich dürfen Sie keine Zeit verlieren, und eben darum müssen Sie da, wo Sie jetzt sind, noch etwas länger verweilen.“

Eines Morgens überwältigte ihn die Ungeduld, und er stand auf. Doch kaum war er auf den Füßen, so wurde ihm schwindlig, seine Glieder zitterten, er hielt sich am Bettpfosten fest und mußte zurück kriechen. „Gott ist mein Zeuge,“ murmelte er, „daß dieser Aufschub nicht meine Schuld ist.“

Den ganzen Tag über sehnte er sich nach der Nacht, um die Augen im Dunkeln schließen und an Rätze denken zu können. Er versuchte, sie sich so vorzustellen, wie sie einst gewesen — strahlend, glücklich, reizend, voll Freude, voll Liebe, voll Leidenschaft, wie sie die Früchte vom Apfelbaum herunter baumeln ließ, oder auf dem Baumstamm im Glen hinkief, ihn quälend, ihn lockend. Es war unmöglich. Er konnte sie sich nur im düsteren Gefängnis denken. Das erfüllte ihm den Geist mit Schrecken. Manchmal in den finsternen Stunden ward er aus körperlicher Schwäche von allerlei phantastischen Hirngespinnsten heimgeführt. Er rief nach Papier und Feder, um zu zeigen, daß er noch Briefe zu schreiben vermöchte, doch konnte er weder Worte noch verständliche Zeichen hervorbringen, sondern nur Kratzeleien und Kleeze. Diese faltete er dann mit großer Mühe und Sorgfalt zusammen, gab sie dem Lord mit wichtiger, geheimnisvoller Miene und flüsterte ihm zu: „Für sie!“ So brachte die Nacht ihm keinen Trost und er wartete auf den Tag, damit er die Augen dem Sonnenlicht öffnen und denken könnte: „Sie ist am besten aufgehoben, wo sie ist. Gott wird sie stärken.“

Bierzehn Tage gingen vorüber, und er sah nichts von Pete. Endlich sagte er sich ein Herz und fragte: „Tante, warum läßt sich Pete gar nicht sehen?“

„Er kommt, Diebster. Doch nur, wenn Du schläfst. Er steht dann in Strümpfen dort an der Thür. Ich nicke ihm zu, und er tritt ein und betrachtet Dich. Dann geht er wieder hinaus, ohne ein Wort zu sagen.“

„Was macht er denn jetzt?“

„Es heißt, er soll häufig nach Douglas gehen. Man redet sogar davon — doch die Leute schwärzen gern . . .“

„Und was sagen die Leute?“

„Daß er dort die Scheidung betreibt.“

Philipp stöhnte und wendete sein Gesicht ab.

Eines Tages erwachte er aus dem Schlummer, und als er die Augen öffnete, sah er Nancy Joes ehrliches Gesicht, von einem roten Tuch umrahmt. Das offenerzige Geschöpf hielt Rücksprache und Beratung mit Tante Nan. Als unberheiratete alte Jungfern machten beide gemeinsame Sache mit einander.

„Warum halten Sie denn nicht Wort,“ hab' ich ihm gesagt. „Damals beteuerten Sie bei Gott, daß Sie sie zurücknehmen wollten, was sie auch gethan haben möchte, und was immer ans ihr geworden wäre. Ist sie denn nicht schon genug in Schande geraten, das arme Ding, ohne daß Sie sie noch tiefer hineinzustoßen brauchen?“ sagt' ich. „Warum halten Sie also Ihr Wort nicht?“ — „Weil ich meine Rechnung mit dem andern ins Reine bringen will,“ sagt' er, und dann ging er fort, hinunter ans Flußufer.“

„Es ist unchristlich, Nancy,“ erwiderte Tante Nan, „doch es ist menschlich — denn wenn er auch der Frau vergiebt, läßt sich doch kaum von ihm erwarten, daß er auch dem Manne verzeihen wird, und er kann diesen nicht ohne jene strafen.“

„Es wäre besser, keinen zu strafen, sag' ich. Was nützt es ihm denn, seine Flossfedern zu sträuben, nun der Haken ihm in der Kehle sitzt? So machen's die Männer doch immer. Sie reden und reden von ihrer Liebe; wenn aber die Not kommt, ist's nicht besser damit bestellt als mit dem Rahm im Butterfaß, der sauer wird an einem Gewittertag.“

(Fortsetzung folgt.)

## Hilflose Eltern.\*

Von Ottokar Tann-Bergler.

Zu meinen allernächsten Bekannten gehört ein Mann, welcher alle Junggesellen, deren er habhaft werden kann, mit Thränen in den Augen beschwört, entweder gar keine oder höchstens eine kinderlose Ehe zu schließen.

Demnach versteht es sich von selber, daß dieser Mann glücklicher Familienvater ist. Er findet, daß ihm die Kindererziehung zu wenig Mühe für lohnende Nebenbeschäftigung läßt, und eigentlich kann man ihm, wenn man genaueren Einblick in seine geordnete, durch vier zarte Menschenblüten verschönte Häuslichkeit gewinnt, so unrecht nicht geben. Es ist entschieden eine der mühseligsten Aufgaben, vier Rangen im Alter von drei bis acht Jahren in der Achtung der Staatsgrundgesetze und der „Hausordnung“ heranzubilden und sie wenigstens so weit zu bringen, daß man nicht als eine „unruhige und gewalthätige“ Partei im Schwarzbuch der Hausherren für ewige Zeiten angehängelt wird.

Es wird auf die Dauer lästig, mit jedem Quartal eine neue Wohnung suchen zu müssen, weil der Hausherr das bringende Verdienst empfind, eine ruhigere Partei zu bekommen.

Zu einem solchen Nomadenleben ist mein armer Freund seit unendlichen Zeiten, lebendig seiner lieben Kleinen halber, gezwungen, da ihre lebhafteste Unterhaltung die übrigen Bewohner stets in einer ungesunden Furcht und Aufregung erhält. Die guten Leute sind eben in dem weitverbreiteten Irrtum befangen: sobald vier Kinder unisono eine geschlagene halbe Stunde hindurch aus vollem Halse schreien, so müsse das irgend eine schmerzliche Ursache haben.

Dieses Mißverständnis und haltlose Vorurteil brachte unsern Papa alsbald in den Ruf unmenschlicher Grausamkeit und in die beständige Gefahr, eine Intervention der Polizei oder doch der freiwilligen Rettungsgesellschaft abwehren zu müssen, und er beschloß endlich, der Sache energisch ein Ende zu bereiten, vorerst jedes Geschrei im Keime zu ersticken und den Sprößlingen die Lust daran nach und nach auszutreiben.

Es ist ein seltsames, aber tagtäglich zu beobachtendes Faktum, daß die Eltern in solchem Falle eine stichtige Portion „ungebrannter Näge“ für das sicherste Gegenmittel halten. Diese Anschauung hat sich so tief eingewurzelt, daß unser Mann glaubte, in Bezug auf ihre Nichtigkeit nicht den leisesten Zweifel hegen zu sollen. Außerdem führte er ja eine sitzende Lebensweise und Bewegung war ihm also sehr zuträglich.

So oft in der Kinderstube ein Vollkonzert anzubeben drohte, bewaffnete er sich also mit dem „Staderl“ und waltete mit Ernst und Unverdroffenheit seines Amtes, so daß ihm über laze Ausübung seiner väterlichen Gewalt höchstens Böswilligkeit hätte Vorwürfe machen können.

Was ich nun sage, wird vielleicht mancher für Erfindung halten, und dennoch ist es die launere Wahrheit: die Prügel brachten diese entschieden abnormal veranlagten Rangen keineswegs zum sofortigen Schweigen, sondern — wer hätte das denken mögen? — sie vergrößerten das zu beseitigende Uebel. Es wurden da im Schreien die allerunglaublichsten Metors erzielt, und was das bedenklichste war, der Egelator blühte infolge der geringen körperlichen Gewandtheit, die er bewies, einen namhaften Teil seiner Autorität ein.

Es gelang ihm zumeist erst nach unsäglichen Anstrengungen, den Delinquenten zur Annahme der geeigneten Pose zu bringen. Die Kinder befanden einen bedauerlichen Mangel an Einsicht, erschwerten ihm die Erfüllung seiner erzieherischen Mission durch die verwischten Mäule und schenten sich nicht einmal, unter das Bett zu kriechen, was ihren Erzeuger stets in die denkbar würdeloseste Situation brachte. Er mußte sich dann aufs Parlamentieren verlegen. Anfangs kamen die Flüchtlinge hervor, nachdem er ihnen feierlich hatte schwören müssen, daß er ihnen nichts mehr thue und ihnen einen Kreuzer schenken wolle. Als er aber einige Male zum Reineidigen wurde, fruchteten seine lieblichsten Reden nichts mehr. Nachkriechen konnte er auch nicht — bei dem ersten und einzigen Versuch, dies zu thun, war er steden geblieben und hatte von der Mama an den Weinen mit vieler Anstrengung wieder herangezogen werden müssen — und so geschah es, daß er die kleinen Uebelthäter mit dem Besen hervoranzeln mußte, was unter allen Umständen eine ermüdende, gewöhnlich aber auch eine äußerst zeitraubende Art der Acquisition war.

Von der Geyflogenheit, bei jedem Kravall in der Kinderstube alle viere in Behandlung zu nehmen, kam er demnach bald ab. Das gestatteten seine Körperkräfte auf die Dauer nicht, und schließlich war dagegen auch vom pädagogischen Standpunkte aus manche triftige Einwendung zu erheben.

Nur der Schuldige soll immer der Strafe verfallen!  
Das war ein sehr erhabener Grundsatz; freilich ein wenig schwer zur praktischen Geltung zu bringen.

Die eingehenden Erhebungen und Untersuchungen in jedem Strafsfall ergaben nämlich bis zur Evidenz, daß stets das jeweilig eivernommene Kind unschuldig und die drei übrigen die Thäter waren. Durch die Zeugenaussage wurde die Sachlage nur immer verwirrt, und schließlich stellte sich das strafwürdige Ereignis

\* Mit Erlaubnis des Verlegers (Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig) entnommen dem Buche „Se. Majestät, das Kind.“ —

## Kleines Feuilleton.

gewöhnlich so dar, daß der — Kanarienvogel als der einzig Schuldtragende erschien. Dieser so vertrauenswürdig aussehende, aber perfide Vogel gehört zu den vielseitigsten Verbrechergestalten der Gegenwart und entschiedener in den „Pitaval“ als in eine ehrenwerte Wohnung.

Da kamen nette Dinge an den Tag.

Die zwei Buben sowie das ältere Mädel hätten das verrückte Tier geschont, aber die vierjährige Rosel plauderte mit der unschuldigen Offenheit ihrer Jugend alles aus. Ein Fenster war zerbrochen. Das hatte der „Kanari“ gethan. Aus dem Speiseschrank war ein Stück Apfelschmelz in der Länge von mindestens anderthalb Meter verschwunden. Die Rosel hatte es mit eignen Augen gesehen, wie ihn der „Kanari“ gefressen. Auf die Wand des neutaapezierten Speisezimmers war ein großer Felsstropf gemalt. Kein geringerer als der „Kanari“ wurde als der Illustriator agnosciert. Und wenn Geschrei erscholl — der „Kanari“ und sonst niemand hatte geschrien.

Die Depositionen der Rosel, in deren Vergangenheit sich nicht der geringste dunkle Punkt vorfand, hatten allein genügen müssen. Die übrigen Geschwister sagten konform aus.

Nichtsdestoweniger erlag der Papa stets dem unüberwindlichen Zwang, alle vier durchzuwalken.

Es mußte ein anderer Modus gefunden werden. Von der gerichtlichen Untersuchung der einzelnen Thaten, von der ausschließlichen Bestrafung des der Schuld Ueberwiesenen kam er ab und einigte sich mit der Mama dahin, daß in Zukunft zur Abklärung des Verfahrens dasjenige Kind, welches randaliert, allein das „Staberl“ zu kosten bekommen sollte.

Die Prozedur hatte den Vorzug der Raschheit, aber sie erwies sich als ungerecht. Es stellte sich nämlich in der Regel heraus, daß der justifizierte Schreihals schrie, weil er vorher von den Geschwistern geprügelt worden war.

Der Eltern bemächtigte sich die Resignation der hilf- und ratlosen Bergweisung. Sie hielten lange Konferenzen ab, und endlich kam der erleuchtende Funke. Es war ein sublimier Einfall.

„Mit der Strenge geht es nicht,“ sagte der Papa, „wir werden es mit der Milde versuchen.“ Er versammelte die Kinder um sich, hielt eine Ansprache und gab ihnen bekannt, daß von nun an, so oft eines von ihnen schreie, die drei andern je ein Malzbonbon bekommen würden.

Diese Eröffnung, die mit Begeisterung aufgenommen wurde, hatte einen märchenhaften Erfolg. An diesem und an dem folgenden Tage herrschte in der Wohnung eine geistreiche Stille, wie man sie nur noch im Wiener Arkadenviertel beobachten kann. Die Hausleute beglückwünschten sich gegenseitig auf das herzlichste und priesen es als ein unverhofftes Glück, daß die lebhafteste Familie schon so frühzeitig aufs Land übersiedelt sei.

Der unnatürliche Zustand erwies sich jedoch selbstverständlich nicht als dauerhaft. Bald erscholl wieder Pötergeschrei, mehrmals im Laufe des Tages, in immer kürzeren Zwischenpausen, von allen vier Kindern und zwar mit einer gewissen regelmäßigen Abwechslung, so daß auf jedes die nämliche Anzahl von „Zudern“ entfiel.

Die schändliche Mogelei hätten die Kinder wahrscheinlich bis in ihr höchstes Greisenalter praktizieren können, wenn nicht die unvorsichtige Rosel dabei ertappt worden wäre, wie sie ganz ohne Grund, scheinbar bloß zum Vergnügen, einen Lärm erhob, als ob man sie an gelindem Kohlenfeuer langsam röste.

„Warum hast Du denn jetzt geschrien?“ erkundigte sich der Papa streng. „Es thut Dir doch niemand etwas!“

Sie machte erstaunte Augen, als ob sie die Unvernunft dieser Anfrage absolut nicht zu begreifen im Stande sei.

„Na, jetzt ist doch an mir die Reih! Dann muß der Richard lärmen.“

„Was, Ihr schreit nach der Ordnung?“

„Das weißt Du nicht, Papa? Im Anfang hat der dumme Richard allein schreien müssen, aber er will nicht mehr, weil Du seit gestern den Schreienden wieder schlagst.“

Bei dieser Anklage geriet der Papa in einen apoplektischen Zustand.

„Ja — aber — wer hat denn das eingeführt?“

„Na, die „Große“. Und wenn eines nicht weinen mag, dann zwicken wir's!“

Seit dieser Eröffnung ist in Wien die Nachfrage nach Malzbonbons wieder bedeutend geringer geworden.

Die Erfinderin des Schrei-Turnus, die „Große“ aber, erhielt eine empfindliche Strafe zudiktirt. Tausendmal hatte sie zu schreiben: „Ich soll kein schlimmes Kind sein!“

Der Papa nahm an, daß sie für eine Woche reichlich mit Nebenbeschäftigung versorgt sei. Doch sie war schon am nächsten Tage in der angenehmen Lage, die Strafarbeit abzuliefern; sie hatte das Sprüchlein nur ein paar mal abgeschrieben und die Verbielfältigung mittels des väterlichen — Hektographen bewerkstelligt! —

—vg. Die Gans. An einem Blumenbrett, im dritten Stockwerk des Hinterhauses, baumelte sie, Hals und Kopf nach unten, die zusammengebundenen Beine nach oben gestreckt. Frida, die achtzehnjährige Tochter des Hauswirts, der im ersten Stock des Vorderhauses wohnte, bemerkte sie zuerst. „Mama! Mama!“ Sie stand am Küchenfenster und starrte zur Gans hinauf.

Mutter und Tochter waren soeben aus der Markthalle gekommen, wo sie Einkäufe für den morgigen Sonntag besorgt hatten. Die Mutter legte gerade im Nebenzimmer Hut und Umhang ab.

„Aber Mama! Komm' doch mal her! Sieh doch!“

Die Mama ließ sich Zeit. Endlich kam sie: „Was hast Du denn, Frida?“

„Bei Krügers giebt's morgen Gänsebraten!“

„Gänsebraten? Bei Krügers? Na, das wäre doch!“ Sie drängte sich ans Fenster und sah mit strengen Augen hinauf. „Das ist stark. In der That: das ist sehr stark!“ Sie lachte höhnisch. „Steinsegers essen Gänsebraten!“

„Bei uns giebt's Karbonade!“ Frida begann, den Marktkorb anzupacken und warf ein Fleischpatet verächtlich auf den Tisch. „Hausbesizers können sich keine Gans leisten.“

„Nun, Frida, davon ist nun doch wohl keine Rede. Nicht leisten! Wenn es sich daum handelt! Aber man ist eben wirtschaftlich; man wartet noch einige Wochen und bekommt das Pfund um mindestens fünf Pfennige billiger.“

„Und läßt sich von Steinsegers zeigen, wann die Saison beginnt!“ Frida hob geringschädig die Schultern, verzog die Nase und trat wieder zum Fenster. „Ich hab's schon vor einigen Wochen gesagt: Wir müssen einmal eine junge Gans kaufen. Aber Du mit Deiner Spasamkeit!“

„Die mageren Dinger haben noch kein Fett. Es lohnt sich in der That nicht, Frida. Es kommt kein halbes Pfund Schmalz dabei heraus. Wenn man's recht nimmt: es ist eine Thorheit, zu dieser Zeit Gänse zu kaufen.“

Frida stand noch immer am Fenster und sah neidisch zum dritten Stock des Hinterhauses hinauf. „Naja, Du redest wieder so allerlei, Mama! Aber so machst Du es immer. Krügers wissen besser, was gut schmeckt, — Steinsegers,“ fügte sie verächtlich hinzu.

„So!“ Die Mutter wurde erbozt. „Vor ein paar Monaten wußten sie's wohl auch, was? Als die Kinder mit Schmalzstücken auf dem Hof herumkamen und die Frau 'n Viertel Gehacktes beim Schlächter holte. Ja ja! 'n Viertel Gehacktes zum Mittagessen! Und ich nahm vier Pfund frischen Schweineschinken!“

„Der Bäcker haben sie ja auch angepumpt.“ Frida wandte sich wie erleichtert zur Mutter.

„Ja! Am Ende bloß den Bäcker, was? Als ob ich's nicht selber beim Kaufmann gesehen hätte, wie die Frau 'n Pfund Erbsen anschreiben ließ! Ein Pfund Erbsen! Du lieber Gott!“

„Und alle paar Tage hat sie sich mit'm andern Paket aus'm Haus geschlichen. In der Schummerstunde! Aber ich hab's doch gefeh'n! Ich hab' ja so aufgepaßt! Weißt Du, wo sie hingegangen ist? ... Ins Pfandhaus! Das weiß ich ganz bestimmt; eine Nachbarin hat's mir obendrein noch erzählt.“

„Hach! Ich weiß noch viel mehr! Wenn ich reden wollte! Ich kenne doch jedes Mieters Verhältnis wie meine eignen! Wie meine eignen, sage ich Dir! Aber so sind die Art Leute! Wochenlang hat der Mann damals keine Arbeit gehabt. Nun, seit einigen Monaten, ist wieder etwas Einkommen. Da müssen die Kinder natürlich gleich neue Anzüge und Sommerhüte haben. Freilich, sonst wüßte Geld ja auch nicht alle! Und die Frau? Ein neues Kleid! Wahrhaftig: ein neues Kleid!“

„Es ist ja man 'n Waschlleid!“ Frida kräuselte die Lippen und zuckte die Achseln.

„Wenn auch! Es kostet keine zehn bis fünfzehn Mark!“

„Die Frau hat or'nlich wieder rote Baden gekriegt.“ Reid klang aus Fridas Stimme. „Und vergnügt! Immer vergnügt jetzt.“

„Sorglos. Freilich. Was schiert die der kommende Tag! Wenn ich nur heute habe! Nur heute! Alles andre ist Nebensache! Tag für Tag läuft das in den Park, stundenlang! Im Haus kann ja alles stehn und liegen bleiben. Na, ich möchte die Wirtshaft mal seh'n!“

„Ich hab' sie gefeh'n.“ Frida wurde eifrig. „Neulich, als ich mit dem Mietsbuch hinauf mußte. Das heißt: ich wollte mal 'n Blick reinwerfen. Es sah ja ganz sauber und ordentlich aus.“

Die Mutter ließ sich nicht beirren. „Gott naja, wenn jemand kommt! Da wird eben alles beiseite geschoben und zugedeckt. Ueberhaupt! Weil Du gerade von der Miete sprichst! Ich bin doch sehr neugierig!“ Sie eilte hinaus, öffnete die Thür eines Vorderzimmers und rief: „Adolf! Ach, Adolf! komme doch bitte einmal heraus!“

Der Hausherr kam: „Was ist'n los?“

„Bitte!“ Seine Gattin saßte den Uermel des Schlafrocks und machte eine energische Handbewegung nach dem Fenster. „Bitte! Sieh mal! Da oben!“

Adolf entdeckte endlich die Gans: „Sieh, sieh! Bei Steinseger Krügers giebt's Gänsebraten. Die Verhältnisse scheinen sich ja zu bessern! Mir sehr interessant! Sehr! Das werden wir uns mal notieren!“

„Die Leute haben natürlich noch Mietsrückstände?“

Der Hauswirt sann. „Nein,“ sagte er dann, „sie sind bezahlt. Das heißt: mit knapper Not bezahlt! Mit knapper Not! Am letzten Ersten der Welt. Um! Also nun fängt die Schlemmerei wieder an, wie's scheint! Zum Winter kommt man dann natürlich zum Hauswirt, um Stundung zu bitten! Geht man nicht darauf ein, ist man hartherzig! Freilich! Unserer hat ja überhaupt keine menschliche Regung! Dafür ist man verrufen! Aber ich werde euch! Ich werde — euch!“ Er ging mit langen Schritten auf und ab.

„Und die Pumerei beim Bäcker und beim Kaufmann geht von neuem los!“ meldete sich die Gattin. Was die Frau in den letzten Monaten vom Verfabant geholt hat, bringt sie wieder hin. Köstlich!“

Frida stand am Fenster und beäugte die Gans. Ihr Groll erwachte wieder: „Aber morgen können Hausbesizers erst mal ihre Karbonadenknochen knabbern und zuseh'n, wie Steinsegers Gänsebraten essen!“

„Du hast Dich aber auch!“ sagte die Mutter.

„Liebe Frida,“ bemerkte der Vater, „Du mußt den Unverstand der Leute bedenken! Bei denen heißt es: wie gewonnen, so zerronnen. Darum kommen die Menschen zu nichts. Wie gesagt: ich werde mir das notieren! Uebrigens: Euch hindert doch niemand, gelegentlich so einen Bratvogel mitzubringen.“

„Hörst Du, Mama?“ Frida sagte es vorwurfsvoll.

„Gott, Frida, Du thust aber auch, als ob wir an jedem Tage bloß Karbonade essen! Meinemwegen: zum nächsten Sonntag besorgen wir eine Gans.“

„Nein, Mama! Nicht zum Sonntag! Mitten in der Woche! Hörst Du! Eine recht fetter! So fett, wie wir sie kriegen können. Die hängen wir einen ganzen Tag hinaus, — einen ganzen Tag! Die Leute soll'n doch nicht etwa glauben, daß Hausbesizers sich keine Gans leisten können!“ —

**Theater.**

**Schauspielhaus. „Heinrich IV.“** (Zweiter Teil) von Shakespeare. — Von Rechts wegen wäre die Aufführung in der vorigen Saison und zwar unmittelbar im Anschluß an die Neu-Einführung des ersten Teils von „Heinrich IV.“ fällig gewesen. Die beiden Dramen gehören aufs engste zusammen, aber für den zweiten Teil war offenbar kein Platz im Spielplan mehr vorhanden. Natürlich! Vor dem „großen Licht“ des Herrn Felix Philippi, das Wochen und Monate in unverminderter Leuchtkraft flammte, hatte Shakespeare beiseideitlich zurücktreten müssen! Er war der kleinere Kassendichter, und mußte so mit der Halbierung schon zufrieden sein. Und dabei stehen die Kräfte für das große klassische Drama, wie auch diese so arg verpöbelte Aufführung des zweiten Teiles von „Heinrich IV.“ wiederum zeigte, dem Schauspielhause sowie keinem einzigen andern Berliner Theater zur Verfügung. Je mehr Vermögen, um so dringender sollte billigerweise auch die Verpflichtung sein.

In den Königsdramen, und nicht zum wenigsten auch in dem Doppelschauspiel, das von der Entwicklung des lustigen Prinz Heinz zu dem berühmten Könige und Kriegsherrn Englands handelt, tritt der aristokratisch-royalistische Sinn Shakespeares, der insofern die Anschauungen seines Zeitgenossen teilt, mit voller Schärfe hervor. Es wäre Thorheit, das durch allerhand gekünstelte Anlegungen wegdiskutieren zu wollen und etwa nach dem Muster von Cervinus, den Versuch zu machen, den Dichter als Vertreter eines modern-gesellschaftlichen, alle Schladen abstoßenden Gesittungs- und Gesinnungsideals zu verherrlichen.

Aber seiner Dichtergröße, der phantastiebestridenden Gewalt, die von seinen Werken ausgeht, thut das Bewußtsein des Abfalls, der unser Denken von dem seinen scheidet, keinen Eintrag. Im Gegenteil, je klarer das Trennende von vornherein ersicht und konstatiert wird, um so weniger wird es den Sinn benurhigen, den reinen Genuß des Poetischen zu stören vermögen. Und ohne solches Unterscheiden ist schließlich keiner der großen Dichter einer entfernteren Vergangenheit recht zu genießen. Mit Haut und Haaren läßt sich keiner verschlingen, dazu sind sie zu bodenwüchsig, zu sehr in all den Besonderheiten ihres Zeitalters wurzeln.

Die Aufführung, obgleich sie nicht mit dem lauten Applaus wie die des ersten Teils aufgenommen wurde, fand ihr darum an Güte nicht nach. Der Fallstaff Bohls schien mir diesmal noch munterer. Die strahlende Behaglichkeit, das Wohlgefühl in dem ausgepolsterten Zeitwank kam diesmal in der Scene bei Frau Hurlig und dann vor allem bei der Aktrutenaushebung ganz vorzüglich heraus. Lustig, wie immer, war das burleske Gesindel um ihn herum. Gerabzu ein Kabinettstück komischer Charakteristik gab Frau Anna Schramm als Witwe Hurlig und Herr Müller (ein auswärtsiger Gast) als Friedensrichter Schaal. Mit einer Fülle fein beobachteter Züge verlebendigte er höchst glücklich die sonst meist nur als grobe Karikatur gespielte Figur. Was die Großen des Reichs anlangt, die Verschwörer wie die Freunde des Königs, so sind sie, nachdem Percy, der prächtige Heißsporn, gefallen, in diesem zweiten Teil kaum im allgemeinsten Umriss skizziert. Nur der Lord-Oberrichter, den Krauknel würdig und eindringend voll sprach, zeigt eine individuellere Physiognomie. Um so mehr tritt hier der König in den Vordergrund, auf ihn beruht mindestens zum gleichen Teil wie auf dem Prinzen die Wirkung der ersten Scene. Herr Ludwig, dem die Rolle zugesallen, wirkte einfach und tief. Die schwächliche Anrufung des Schlafes,

der Abschied von den Söhnen, die selbst in der Todesstunde noch unruhig aufstadernde Herrschucht, das Gespräch mit Heinrich, alles hatte den warmen Klang der Wahrheit. Leider gebrach es dem Prinzen des Herrn Christians trotz einzelner guter Momente an eben diesem warmen, die Illusion ganz unwillkürlich herbeimenden Tone. Er war gewiß nicht schlecht, aber er gewann auch nicht die Herzen, wie der Jüngling Shakespeares es soll.

Sehr stimmungsvoll war die Inszenierung, musterhaft die Schnelligkeit, mit der der sonst so störende Dekorationswechsel vollzogen wurde. —

**Musik.**

Das verhältnismäßig unfruchtbarste Stück Land in Ostpreußen ist doch wohl der Boden unres königlichen Opernhauses unter den Linden. Jahrelang in gar keiner Weise produktiv zu sein, während ringsherum vom „Theater des Westens“ an bis zu den fernsten Opernbühnen wenigstens schlecht und recht etwas geleistet wird und die Musik auch im übrigen praktisch und theoretisch weiterschreitet, das geht dem doch über die Geduld eines jeden hinaus, der nicht zu den Publikumsklammern jenes Hauses gehört. Sie zählen mit einem Respekt die erhöhten Preise und reifen einander bei der sonntägigen Kasseneröffnung die wenigen billig-schlechten Plätze weg, um den Hauptthemen des Opernhauses zuzuhören: den für Berlin monopolisierten Aufschlächtingen der Wagner-Opern. Wir haben keinen Beruf, uns an diesen Abenden regelmäßig an des Meisters Klagen über den Opernakt zu erinnern. Ab und zu thut man aber doch gut, nachzusehen, was da getrieben wird. Als eine Stichprobe wählten wir vorgestern (Freitag) die Eröffnungsvorstellung nach den Ferien: „Lohengrin“. Eigentlich war das ein Fehler in der Inspektionsmethode; denn bei einer so allgemein bekannten Oper, bei so frischen Kräften und noch dazu bei der Mitwirkung eines Castes (Frau Knüpfer-Egli) mußte wohl ein ausnehmend gutes Bild zu gewinnen sein, unverbundlich für den geringeren Durchschnitt. Was wir aber hauptsächlich zu hören bekamen, war ein solcher Hohn auf Kunst, daß man schlechtere von einer Schande sprechen kann. Und das an der bestgestellten Opernbühne des musikalisch sein wollenden Deutschen Reiches! Wir dürfen auch hier wieder vermuten, daß die Schuld im wesentlichen nicht an den einzelnen Ausführenden lag, sondern an einem gänzlischen Fehlen des künstlerischen Gesamtgeistes, das sich ja lähmend auf jeden Mitwirkenden legen muß. Bekanntlich sind Künstler, selbst gut begabte, nicht schwer zu einem außerordentlichen Eifer fortzureißen. Und selbst unter Umständen wie den diesmaligen merkt man noch die Spur einer Bestimmung dieses und jenes auf seine Aufgabe. Sogar etwas wie Ausdruck durch Betonung war hier und da zu merken. Besonders Fr. Reinl (Ortrud) „sang Wagner“ oder schrieb ihn wenigstens. Mit einer sympathischen Stimme und mit Feinheit im Vortrag legte Frau Knüpfer-Egli ihre Elsa an; allein sie reicht wenigstens in dieser Gesamtstimmung nicht völlig aus. Als Lohengrin entfaltete Gräfinning den ihm eigenen lichtvollen Glanz seines schönen Tenors; mehr nicht. Wittkopf (König), Kraja (Heerrufer) und leider auch Bachmann (Friedrich) „vollendeten“ dieses Ensemble.

Und Kapellmeister und Regisseur? Nimmt man zur Frage nach deren Namen den Theaterzettel zur Hand, so scheint er zu antworten: „Aber meine Herrschaften, haben Sie denn gar kein Schamgefühl?“ Andre Opernbühnen sind in diesen Angaben stets sehr genau; unter den Linden fehlt's auch dafür. — Der Dirigent, Edmund v. Strauß, scheint an sein Pult mit dem Danteischen Spruch getreten zu sein: „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden!“ Vielleicht wäre der Versuch Bahnhofs gewesen, das Vorspiel wirklich als ein Sinnbild des Herabsteigens des heiligen Grabes herauszubringen und für das zweite Vorspiel, für die Instrumentalbegleitung von Elsas Brautgang, sowie für das „Trennlich geföhrt“ auch nur eine Spur von einem weihewollen Verweilen bei den Einzelheiten oder mindestens ein richtiges Zeitmaß zu suchen.

„Und Du nimmst keine Rücksicht auf die um Milderung bittende Spezialstimmung?“ Auf was dem nicht noch alles?! Mitten im Winter heißt es dann: ja, jetzt sind wir so schrecklich überladen usw. usw. Künstlerisches Wollen und Können erkennt man eben in jedem Griff und Auenzug! — sz.

**Humoristisches.**

— Zwei Frauenärzte. „Wie machst Du es nur, daß Du so beliebt in allen Familien bist? ... Wie will das gar nicht glücken!“

„Ganz einfach, Du behandelst die Krankheiten und ich die Patientinnen!“ —

— Druckschlertensel. „... Was willst Du damit sagen?“ fragte er, indem er vom Klaffetisch aufsprang und beide Hände in die Taschen steckte. —

— Hindernis. Direktor: „... Sie haben allerdings eine wunderbare Stimme — ich kann Sie aber doch unmöglich engagieren!“

Sänger: „Ja warum denn nicht, Herr Direktor?“  
Direktor: „Sie sind zu dick — Sie gehen nicht durch meine Verfenkung!“ —  
(„Fliegende Blätter“.)